

## Besprechungen

Schmitt, A. (2019): *Die Moderne und die Antike. Gründe und Folgen des größten Kulturbruchs in der Geschichte Europas (Studien zu Literatur und Erkenntnis, hrsg. von S. Büttner, A. Schmitt und G. Vogt-Spira., Bd. 16), Heidelberg, 308 S., EUR 36,- (ISBN 978-3-8253-4611-9).*

Das neu erschienene Buch des renommierten klassischen Philologen Arbogast Schmitt (S.) über die Moderne und die Antike enthält neun Aufsätze, die im Zeitraum von 1988 bis 2017 veröffentlicht wurden und von vielen Aspekten her das Verhältnis der beiden Epochen zueinander analysieren, wobei insbesondere auch der Einfluss der Abgrenzung oder genauer: der spezifischen Art dieser Abgrenzung der Renaissance bzw. Neuzeit / Moderne gegenüber dem Mittelalter aufgespürt und erläutert wird. Sie bilden die neun Kapitel des Buches: „Neuzeitliches Selbstverständnis und Deutung der Antike“ (I), „Die Wende des Denkens auf sich selbst und die Radikalisierung des Begriffs des Neuen in der Neuzeit“ (II), „Anschauung und Denken bei Duns Scotus“ (III), „Platon und das empirische Denken der Neuzeit“ (IV), „Zur Relevanz der aristotelischen Ursachenlehre für empirische Forschung“ (V), „Kritische Anmerkungen zum neuzeitlichen Wissenschaftsbegriff aus der Sicht des Altphilologen“ (VI), „Antike Bildung und moderne Wissenschaft“ (VII), „Konkretes Denken – zur emotionalen und praktischen Bedeutung des Wissens im Platonismus und Aristotelismus“ (VIII), „Die Querelles des Anciens et des Modernes. Der Streit der Freunde der Antike mit den Freunden der Moderne in der Neuzeit“ (IX).

Die einzelnen Beiträge sind für ihre gemeinsame Veröffentlichung in einem Band nur

geringfügig überarbeitet worden; lediglich die Analysen zu Duns Scotus haben eine größere Bearbeitung erfahren. Sie sind zudem stets an die übergeordnete Grundthematik angebunden und führen immer wieder – wenn auch von verschiedenen Ansätzen her – auf diese zurück. Dadurch können Wiederholungen nicht ausbleiben, die sich indes nicht störend auswirken, insofern sie die Probleme durch unterschiedliche Zugänge und Gesichtspunkte erweitern und vertiefen. Dementsprechend wird im Rahmen der Rezension nicht jede Abhandlung für sich besprochen, sondern das sozusagen einende Band des Verstehens herausgearbeitet und sichtbar gemacht. Nicht aus sachlichen, sondern aus redaktionellen Gründen sind für die Zeit ab der Renaissance etwas vereinfachend-vereinheitlichend die Begriffe „Neuzeit / Moderne“ verwendet.

Die zentralen, im Buch verfolgten Frage- und Problemstellungen lassen sich etwa so bündeln: Welches sind die konstitutiven Merkmale, mit denen sich die Neuzeit gegen das Mittelalter abgrenzt, die deren Selbstverständnis kennzeichnen und die mit bemerkenswerter Konstanz Grundpositionen des philosophischen Denkens bis in die Gegenwart bilden? Welche Rückwirkungen hat dieses Wendebewusstsein und Selbstbild für die (Fehl-)Deutungen der als endgültig überwunden angesehenen Epochen Antike und Mittelalter? Wie sind wesentliche Ursachen und Entwicklungen, die zu diesem Bruch mit dem Vergangenen geführt haben, möglichst exakt zu ermitteln? Zu welchen Aspekten antiken Denkens ist durch das Neuheitsbewusstsein möglicherweise der Blick verstellt worden auf Problemstellungen und

Lösungsansätze, die auch für die Gegenwart noch sachliche Relevanz beanspruchen können? „Die Wende des Denkens auf sich selbst“ – so lautet der erste Teil der Überschrift zum zweiten Kapitel. Mit einigem Recht wird man in dieser Formulierung den sachlichen Kern des Bruches, mit dem sich die Neuzeit / Moderne vom Mittelalter absetzt, benannt, auf eine griffige Formel gebracht sehen. Gemeint ist damit die Überzeugung einer grundlegend, kategorial neuen Entdeckung, dass ein Denken, das für sich in Anspruch nimmt, kritisch zu sein, sich nicht auf äußere – weder empirische noch intelligible – Gegenstände richten könne, sondern bei sich selbst seinen Anfang nehmen müsse. Ein so sich kritisch-reflexiv bewusst gewordenes Denken wisse um die Bedeutung der „Reflexion auf die Eigenursprünglichkeit und Eigengesetzlichkeit der menschlichen Vernunft“ (21) und darum, damit „die autonome Selbständigkeit des Subjekts allererst entdeckt zu haben“ (21), vergewissere sich der „methodischen Akte, durch die sich der Verstand kraft eines vernünftigen Gebrauchs seiner eigenen Vermögen einen Gegenstandsbereich“ (21-22) erschließe, reflektiere kritisch „die methodische Handhabung des Verstandes“ (22), um einige Wendungen anzuführen, mit denen S. in ähnlicher Weise an vielen Stellen den Sachverhalt fasst. In Bezug auf die Erkenntnis äußerer Gegenstände gelte die Entdeckung der Beobachterperspektive und des Bewusstseins, dass die Gegenstände dem Denken nicht so gegeben sind, wie sie sind, sondern wie sie diesem erscheinen bzw. in welcher Form es sich diese vorstellt (22), als fundamental. Im Ergebnis werde dadurch die Aufgabe des Verstandes engführend auf den Vollzug rein formaler Operationen reduziert.

Dieser Wende des Denkens auf sich selbst, dieser neuen, kritischen Erkenntnisbasis kor-

respondiert in einer Abkehr von der Ansicht, Erkenntnisse aus Allgemeinbegriffen oder dem Gesamt eines Wissenschaftssystems deduzieren zu müssen, eine empirische Wende, eine Hinwendung zu den Gegenständen der empirischen Welt selbst, die zum maßgeblichen Materiallieferanten aller Erkenntnis geworden seien (z. B. 49). Voraussetzung dafür freilich muss die Annahme sein, im Einzelgegenstand die vollständige Verkörperung seines Begriffs vorzufinden, Denken selbst wird dann zur Vergewärtigung des sinnlich Gegebenen, zur mentalen Repräsentation (dazu bes. die Kapitel über Duns Scotus, Platon und das empirische Denken der Neuzeit und über Aristoteles' Ursachenlehre).

Diese Selbstbild der Neuzeit / Moderne hat Folgen für die Deutung des als überholt gedachten Vergangenen. Von der Warte der „Autonomie der subjektiven Vernunft“ (23) aus kann es in den vorangegangenen Epochen im eigentlichen Sinn noch keine Individualität, keine Innerlichkeit, keinen Charakter, keine Geschichtlichkeit, keine Perspektive, keine unüberbrückbare Kluft von Innen und Außen, von Subjekt und Objekt und dgl. geben, weil dazu das ausschließlich Subjektive als das für Individualität allein Verantwortliche erkannt sein müsse. Dementsprechend habe der plastische Mensch der Antike noch unkritisch-naiv die unmittelbare Präsenz des Geistigen im Sinnlich-Anschaulichen voraussetzen, darin des Allgemeinen, Intelligiblen ansichtig werden können. Plausibilität dieses Konzeptes unterstellt, müsste dann allerdings mit der Renaissance ein gänzlich neuer Mensch emergiert sein. Es ist ein allen Beiträgen des Buches gemeinsames Erkenntnisinteresse, solche verdeckten Sachverhalte wieder sichtbar zu machen. S.s methodisches Vorgehen besticht dadurch, dass

er die Fragen an das Verhältnis von Antike und Neuzeit/Moderne von der Sache und nicht vorgängigen Deutungskategorien geleitet präzisiert, um die vergangene Position möglichst exakt zu rekonstruieren. In Bezug auf die Empirie kann die Frage nicht einfach lauten, wieso Aristoteles seine Aussagen darüber aus Begriffsdistinktion gewonnen habe, sondern wie eine veränderte Auffassung davon den Eindruck habe entstehen lassen können, Aristoteles etwa sei Empirie im eigentlichen Sinne überhaupt noch fremd gewesen (166), in Bezug auf den Begriff des Denkens nicht, wie es zu einem gänzlich neuen Begriff davon gekommen sei, sondern was zu der Überzeugung geführt hat, überhaupt erst das entdeckt zu haben, was das Denken zum Denken mache (55) und schließlich sei in Betracht zu ziehen, ob Platon und Aristoteles nicht als Angehörige einer vorkritischen Bewusstseinsstufe, sondern aus sachlichen Gründen heraus einen von der neuzeitlich-modernen Auffassung abweichenden Begriff von Denken ausgebildet und an diesem festgehalten haben.

Diese Überlegungen haben S. zu der Abgrenzung zweier unterschiedlicher Grundformen europäischer Rationalität geführt, der platonisch-aristotelischen Unterscheidungsphilosophie und der neuzeitlich-modernen Vorstellungs- bzw. Bewusstseinsphilosophie (die ihren Vorläufer insbesondere in der antiken Stoa habe).

In der Neuzeit / Moderne werde Denken mit Vorstellung, Bewusstsein identifiziert – eine Überzeugung, die, einen logischen Fehler begehend, unter Nichtbeachtung des Unterschiedes von notwendigen und zureichenden Bedingungen dadurch veranlasst gewesen sei, dass die Vorstellung unter allen Erkenntnisvermögen dasjenige sei, das alle anderen Erkenntnisakte begleite (bes. 258-259), weshalb sie für Aristoteles gerade kein eigenständiges Erkenntnisver-

mögen, sondern nur ein Epiphänomen darstelle. Als wichtige Stationen auf diesem Weg zur Neukonzeption des Denkens analysiert S. u. a. Duns Scotus (III), dessen oft unscheinbare Umdeutungen der aristotelischen Beschreibung des Erkenntnisprozesses von der Wahrnehmung des Einzelnen bis zu seiner distinkten Erkenntnis er aufweist. Von der aristotelischen Beobachtung der Täuschungsfreiheit der Sinne wie auch der reinen Intellekterkenntnis ausgehend, habe Duns Scotus die nach Aristoteles höchste Erkenntnisleistung in die intuitive Anschauung verlegt und so Wahrnehmung und Intellekt als Aktionseinheit konstruiert. Dazu habe er allerdings die Sicherheit der Sinneserkenntnis auf die Einzelgegenstände als Ganzes übertragen müssen, während Aristoteles diese ausschließlich auf deren spezifische Gegenstände (Farbe, Ton und dgl.) bezogen habe. Die „sinnlich intuitive Gegenstandsanschauung“ (89) setzt freilich voraus, dass das Einzelding, wie Duns Scotus selbst formuliert, von sich selbst her erkennbar ist und somit alle Bestimmungen seines Begriffs in sich enthält. Die Erfassung des Gegenstandes als Ganzes ist dann nur noch in dem Sinne konfus, dass sie noch nicht in die bewusste Vorstellung der einzelnen Momente gegliedert, „noch undeutlich, dunkel, noch unbestimmt, noch nicht differenziert“ (101) ist. Die Aufgabe des Denkens wird zu einer nachträglichen, formalen Leistung, das ungegliedert gegebene Ganze zu trennen, zu gliedern, zusammenzusetzen (und dgl.).

Eine weitere Station markiert nach S. Descartes. S. kann überzeugend nachweisen (I), dass Descartes in seiner zentralen Absicht, den skeptischen Zweifel zu überwinden und zu unumstößlicher Gewissheit zu gelangen, sich in einer Verwechslung von Beweispraxis und Beweistheorie im konkreten Argument

am platonischen Seinsbegriff orientiert, ihn dabei seiner erkenntnistheoretischen Relevanz beraubt, indem er insbesondere theoretisch-reflexiv zu der Auffassung gelangt, dass „die Erkenntnis des Denkens selbst von keiner anderen abhängt“ (44). Zum Kriterium der Sicherheit von Erkenntnis wird die Evidenz im Bewusstsein.

Die Wende des Denkens auf sich selbst verdankt sich demnach auch einem komplexen Vermittlungsvorgang und im scheinbar radikalen Bruch mit dem Vergangenen zu Beginn der Neuzeit kommt deren Selbstinszenierung zum Vorschein.

In gänzlich anderer Weise hätten Platon und Aristoteles den Grundakt des Denkens als einen Akt des Unterscheidens, und zwar des unmittelbaren Unterscheidens von etwas Bestimmten gedeutet und genau diesen Aspekt gründlich und umfassend ausgearbeitet. In diesem Sinne „denken“ dann z. B. auch schon – gebunden an ihre Leistungsfähigkeit – die Sinne, indem sie die ihnen eigentümlichen Erkenntnisgegenstände unterscheiden. Auch daran wird ersichtlich, warum Platon und Aristoteles die Vorstellung bzw. das Bewusstsein gerade nicht für ein eigenständiges Erkenntnisvermögen hielten, da im Akt des Vorstellens lediglich bereits von anderen Erkenntnisvermögen Unterschiedenes vergegenwärtigt werde. Insofern aber nur mit sich selbst Identisches, eben Bestimmtes, was etwas Bestimmtes ist, unterschieden werden könne, sei das Sein das Kriterium, an dem sich das Denken immer schon orientiere, das es voraussetzen müsse, sein innerer Maßstab und die Reflexion auf diese grundlegende Voraussetzung eine Wende auf sich selbst, und zwar nicht wie auf einen äußeren Gegenstand (passim, bes. IV und V zur Hypothese des Eidos und zum

Widerspruchaxiom [rationale Explikation der Hypothese des Eidos]).

Die Erkenntnis eines (auch empirischen) Gegenstandes kann dementsprechend niemals durch eine vollständige Vergegenwärtigung, eine vollständige mentale Repräsentation geleistet werden. Sie muss sich an der sachlichen Einheit des Gegenstandes orientieren und die ist – aristotelisch gesprochen – durch die Frage nach der Dynamis (Vermögen) und dem Ergon (Leistung) zu ermitteln, was ich hier nicht ausführen kann.

Abschließend wenigstens beispielhaft einige kurze Bemerkungen zur aktuellen Relevanz der Analysen, die deutlich zu machen durchgängig S.s Anliegen ist: Wissenschaftstheoretisch bieten Platon und Aristoteles ein ernstzunehmendes Konzept zur Lösung dessen, was Hans Blumenberg als den Galileischen Zirkel (118, bei S. die galileische Aporie) herausgearbeitet hat, nämlich den Befund, dass seit der Neuzeit / Moderne die Kritik an der Anschauung einer Absicherung durch die Vernunft bedürfe, die Kritik an den Allgemeinbegriffen indes deren Absicherung durch die Empirie (z. B. 200). Die Wahrnehmungs- und Erkenntnistheorie bietet überzeugende und wirklich mehr als beachtenswerte Hinweise auf Möglichkeiten der Überwindung der Subjekt-Objekt-Spaltung. Die platonisch-aristotelische Wahrnehmungskritik, insbesondere der Aufweis der Abstraktheit der Wahrnehmung wie auch der Gefühle mit der Tendenz zu vorschnellen Pauschalisierungen anhand weniger, markanter Züge erhellen die Probleme eines angemessenen Fremdverstehens und die Notwendigkeit der Aufklärung über die Gründe, die dieses bestimmen und formen. Gerade angesichts der Herausforderungen der gegenwärtigen Situation wird hier die ungebrochene Aktualität Platons und Aristoteles' so unmittelbar ansichtig.

S.s Forschungen zum Verhältnis der Neuzeit/ Moderne zur Antike haben Maßstäbe gesetzt: durch die Entwicklung methodisch adäquater Fragestellungen und die Tiefe der Sacherschließung. In unpräntiöser Sprache bieten die in dem Band „Die Moderne und die Antike“ versammelten Beiträge einen ausgezeichneten Zugang zum Aspektreichtum dieser Analysen. Von der beeindruckenden Fülle der dabei zutage geförderten Ergebnisse kann die Rezension nur einen kleinen Eindruck vermitteln und möchte dementsprechend nachdrücklich die gesamte Lektüre empfehlen.

BURKARD CHWALEK

*Bringmann, K. (2019): Das Volk regiert sich selbst. Eine Geschichte der Demokratie. Theiss wbg, Darmstadt 2019. 336 Seiten; EUR 25,- (ISBN: 978-3-8062-3872-3).*

Die Umschlagabbildung, die Säulen des Parthenon in Athen und das Reichstagsgebäude in Berlin zeigt, gibt die Bandbreite des Buches wieder: über zweieinhalb Jahrtausende erstreckt sich die Untersuchung der westlichen Demokratie. „In einem luziden Großessay zeichnet Klaus Bringmann Idee, Entwicklung und Wirklichkeit dieser Staatsform bis heute nach – und zeigt Stärken und Risiken auf. Eine fulminante Bestandsaufnahme!“ (vorderer Umschlagstext).

Der Autor gibt an, dass sein Buch „von einem historischen Interesse an dem langen Weg bestimmt [ist], der von der direkten Demokratie der Antike bis zur gegenwärtigen Parteiendemokratie reicht“ (S. 8). Er gesteht, dass die aktuellen, oft wenig qualifizierten Äußerungen über die Demokratie bei ihm ein „Unbehagen“ (S. 7) ausgelöst haben, was letztlich dazu geführt hat, dass er sich entschlossen hat, „der Demokratie der Antike die so andersartige Demokratie

unserer Tage in kritischer und vergleichender Absicht gegenüberzustellen“ (S. 7).

Dementsprechend ist das Buch in zwei Teile gegliedert: Teil eins behandelt auf den Seiten 37 bis 147 die antike Demokratie, Teil zwei von S. 149 bis S. 302 die moderne Demokratie. Eine längere Einführung (S. 11-35) sowie Rückblick und Ausblick (S. 303-323) ergänzen den Text.

Wenn Bringmann von der antiken Demokratie spricht, meint er die direkte, die „eine Erfindung der Athener“ (S. 11) war. Sie war erfolgreich und sowohl „ein hochdifferenzierter Staat“ (S. 72) als auch „ein gut organisierter Staat“ (S. 141). Bringmann widerspricht energisch der Behauptung, dass eine direkte Demokratie nur in einem kleinen und überschaubaren antiken Staatswesen möglich gewesen sei. Das Beispiel Athen mit seinem für die damaligen Πόλις überdurchschnittlich großen Staatsgebiet und mit mehreren 10 000 Staatsbürgern spreche eindeutig dagegen (s. S. 69). Er macht deutlich, dass die Entstehung der athenischen Demokratie und ihr Funktionieren auf konkreten historischen, politischen und soziologischen Voraussetzungen beruhen; dazu gehörte die Flotte, die aus Athen „eine maritime Großmacht“ (S. 13) machte, denn Demokratie und Seeherrschaft sind „zwei Seiten einer und derselben Medaille“ (S. 91). „Das demokratische Regierungssystem beruhte auf ökonomischen, gesellschaftlichen und machtpolitischen Voraussetzungen, die in diesem Zusammentreffen einzigartig waren“ (S. 304). Dazu gehörten der Übergang von der Agrarwirtschaft zu Handel und Gewerbe, Vorhandensein von Silber und Geld sowie Einnahmen aus der Seeherrschaft beziehungsweise von den Bundesgenossen. Hierin sieht Bringmann (Alfred Heuß folgend) den Ursprung des Bürger-Engagements der athenischen Demokratie. Damit lehnt er die These ab, „die der